

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Rossi: La Lyra d'Orfeo/Arpa Davidica; V. Gens, C. Scheen, G. Bridelli, P. Jaroussky, J. J. Orlinski, V. Sbadus, L'Arpeggiata, C. Pluhar (2005/19); Erato (3 CDs)

Der Römer Luigi Rossi, der in den Papst-Familien Borghese und Barberini diente, bevor er von dem ebenfalls aus Rom stammenden Kardinal Mazarin nach Paris geholt wurde, war auch ein Favorit des jungen Sonnenkönigs, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts also ein Mann, der die italienisch-französische Musik wesentlich prägte. Christina Pluhar ist der römischen Musik jener Zeit besonders verbunden, was sich 2005 in einer Produktion mit Veronique Gens niederschlug, die die erste CD dieses Albums belegt.

Harfenschlag dominiert die Begleitung durch die historischen Instrumente, wie es dem Sänger Orpheus zukommt. Die Sängerin gibt sich den Huldigungen an eine raffinierte Liebeskunst mit allen Feinheiten ihrer Stimme hin, mit Sanftmut, aber auch mit Furor wie beim Lamento di Arione auf einen Rospigliosi-Text.

Ganz neu sind die Aufnahmen von Rossi-Arien und Duetten, die Pluhar für die anderen beiden CDs unter dem Titel „Arpa Davidica“ zusammengestellt hat. Hier kommt als zusätzlicher Reiz die unterschiedliche Stimmfarbe der drei Counter-Stars und der beiden Sopranistinnen hinzu, die sich wunderbar ergänzen: Orlinskis leichtzüngige Eleganz, Jarousskys androgyner Charme, Sbadus' stürmische Verletzlichkeit, Céline Scheens humane Entrückung, Giuseppina Bridellis noble Koloratur. Der Liebeskranke lernt im Traum das Lachen – mit einem solchen Lichtblick eines anonymen Zeitgenossen bricht Orlinski das Übermaß der Klagen auf, aber auch Jarousskys Schilderung eines liebeskranken Schäfers in einer virtuellen Arie von Giovanni Felice Sances ist nicht ohne Humor. Mit Instrumentalsätzen aus der Rossi-Oper „Il palazzo incantato“ ergänzt L'Arpeggiata die Arienfolgen. Ludwig XIV. wäre zufrieden gewesen.

Bernd Feuchtnner



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Beethoven: Leonore; M. Petersen, M. Schmitt, D. Ivashchenko, R. Johannsen, J. Weisser, T. Nazmi, J. Chum, Züricher Sing-Akademie, Freiburger Barockorchester, R. Jacobs (2017); harm. mundi

René Jacobs sagt, die Ur-„Leonore“ von 1805 sei Beethovens beste Fassung und nicht die heute meist gespielte dritte Fassung mit dem Titel „Fidelio“. Es gehört viel guter Wille dazu, Jacobs in dieser Auffassung zu folgen. Man könnte in dieser in vielem musikalisch muster-gültigen Aufnahme auch ein indirektes Plädoyer für den späteren „Fidelio“ heraushören, denn die „Leonore“ ist doch über weite Strecken weitschweifig und zerfasert, was auch schon Beethovens Zeitgenossen aufgefallen war.

Das hat mit den später gestrichenen biedereren Singspielnummern zu tun, wie dem Duett „Um in der Ehe froh zu leben“, das Jacobs aber wegen der Soloviolen- und Solocellobegleitung besonders schätzt. Hinzu kommt, dass Johannes Weisser in seiner Pizarro-Arie „Ha, welch' ein Augenblick“ die letzte Durchschlagskraft fehlt. Andererseits gelangen Jacobs großartige Darstellungen wie die durch Chor und Orchester vermittelte Unruhe im Finale des ersten Akts („O welche Lust“) oder das Melodram „Nur hurtig fort“, in dem man förmlich die Furcht von Rocco und Leonore spürt.

Marlis Petersen ist eine ideale Leonore: „Komm Hoffnung“ klingt zunächst nach innen gekehrt, um sich dann in den Koloraturen, die in der Urfassung viel ausgeprägter sind, willensstark auszuschnitten. Maximilian Schmitt als Florestan klingt verhalten, aber es fehlt in dieser Fassung auch das ekstatische „Zur Freiheit ins himmlische Reich“. Dimitry Ivashchenko singt Roccas Gold-Arie sehr buffo-mäßig geradeheraus. Die Dialoge sind modernisiert worden, unnötigerweise, denn ihren Gehalt versteht man auch in der alten Sprache.

Alles in allem ist diese Produktion ein wichtiger Beitrag zur Beethoven-Rezeption.

Richard Lorber



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Weber: Der Freischütz; Andreas Schager, Lise Davidsen, Alan Held, Sofia Fomina, Franz-Josef Selig, Markus Eiche, Corinna Kirchhoff, Peter Simonischek; MDR-Rundfunkchor, hr-Sinfonieorchester, Marek Janowski (2018); Pentatone (2 SACDs)

„Ein kluges Kerlchen“, lobt Corinna Kirchhoff als Samiel(a) den Kaspar in dieser Neuaufnahme des „Freischütz“. Denn sie tritt, Gender erlaubt es, als Erzbösewicht*in auf – aber auch als Erzählerin, zusammen mit dem Eremiten (gesprochen von Peter Simonischek, gesungen von Franz-Josef Selig). Gott und Teufel, vielleicht eine Anspielung auf den Prolog zu Goethes „Faust“. Leider sind Katharina Wagners und Daniel Webers neue Zwischentexte recht banal; freilich kommt Corinna Kirchhoff auch in der Wolfsschlucht eher als Knusperhexe rüber. Knusper, knusper, knäuschen, der Max muss in mein Häuschen. Passt ja auch, irgendwie. Marek Janowski hat das Werk vor einem Vierteljahrhundert schon mal mit dem Berliner DSO eingespielt. Demgegenüber scheint er sich nun altersweise etwas zurückzunehmen, malt gleichwohl mit dunkelkräftigen Farben, und das hr-Sinfonieorchester prunkt mit sattem Klang.

Andreas Schager singt den Max mit metallischem Ton, wobei er sich den von ihm praktizierten kraftvollen Staudruck wohl dank robuster Stimmbänder leisten kann; freilich hätte man sich vor allem in der Höhe etwas mehr Squillo vorstellen können. Lise Davidsen, als „Tannhäuser“-Elisabeth bereits Bayreuth-erprobt, ist die weltweit große Erwartung für das weibliche Spintofach. Sängerschaft verdient sie unsere Bewunderung, doch bleibt sie der Agathe irgendwie die Seele schuldig. Der Kaspar des Alan Held folgt nicht dem üblichen Brunnenvergifter-Klischee, wirkt eher wie ein Beamter im Ministerium des Bösen – eigentlich eine Kafka-Figur. Hübsch und neutral das Ännchen von Sofia Fomina. Magisch hingegen, wie es sich gehört, der MDR-Rundfunkchor aus Leipzig.

Gerhard Persché

Konservative Perlen

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Hamlet im Videozeitalter! Im in ästhetischer Hinsicht weitgehend traditioneller gestimmten Frankreich macht so was immer noch einiges her, wenn die Kamera dem scheuen Dänenprinzen hinterhersteigt, sich in seine Gedankenwelt einklinken will. Sonst ist die Inszenierung von Cyril Teste, die 2018 an der Pariser Opéra Comique über die Bühne ging, eigentlich ganz konventionell und karg. Sie tut der in Deutschland kaum zu sehenden, weil natürlich für zu leicht befundenen **Hamlet**-Vertonung durch Ambroise Thomas nichts an, aber sie optimiert sie auch nicht. Sie stellt nüchtern das bekannte, hier sentimental, aber atmosphärisch verkürzte Geschehen nach. Und sie lässt der sehr guten, prominenten und frankofonen Sängerbesetzung viel Raum.

So kann Stéphane Degout, dieser nobel klingende Intelligenzbolzen eines französischen Baritons, den ganzen Radius seiner vokalen Emotionen als singend auf das Wort setzender Darsteller ausspielen. Was er in dieser dankbaren Rolle als erfahrener Interpret derselben ohne des Gedankens Blässe bis in die feinsten psychologischen Winkelzüge hin gern tut.

Sabine Devieille ist das tönende wie spielende Idealbild einer gar nicht nur passiv virtuosens Ophélie, die Koloratur kann, aber auch suggestives, zartfeines Verdämmern. Ihr Bruder Laërte zeigt mit Julien Behr starke Präsenz. Laurent Alvaro ist ein düsterer, schwacher Claudius, Jérôme Varnier ein stimmstark auftrumpfender Geist des Vaters/Bruders/Mannes. Sylvie Brunet-Gruppos Gertrud verkörpert eine ehrlich verblühende Gertrude. Hier also ist, unter der belebenden Anleitung von Louis Langrée am Pult des Orchestre des Champs-Élysées, überhaupt nichts stimmfaul im Staate Dänemark.

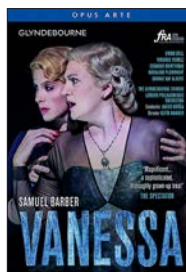
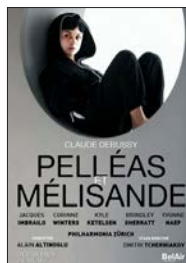
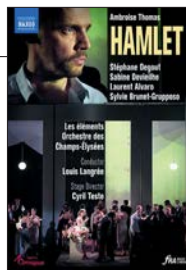
Der russische Opernregisseur Dmitri Tcherniakov legt gern seine Inszenierungspatienten auf die Couch. Er therapierte so Bizets Don José und Berlioz' Dido, auch das Personal aus Prokofjews **Verlobung im Kloster** wurde einer Gruppen-Session unterworfen. Klar

doch, dass die Psycho-Couch bei Debussys mächtig nach Freud riechendem symbolistischem Kammerspiel „Pelléas et Mélisande“ besonders nahe ist und liegt.

So warf Tcherniakov 2016 anlässlich seiner Zürcher Neuinszenierung ebenfalls einen Blick in die finstersten Seelenabgründe einer dysfunktionalen Analytiker-Familie auf ihrem nüchternen Schloss Allemonde. Und er untersuchte den dortigen Tathergang wie bei einer Verbrechensinvestigation. Vor Golaud, dem dynamischen Seelenarzt, den Kyle Ketelsen wuchtig verkörpert, hat sich schon Patriarch Arkel (Brindley Sherratt) kurieren lassen. Sein Enkel Yniold (Damien Göritz) versteckt sich hinter Kopfhörern im Bärenkostüm in Gegenwelten. Golauds Mutter Geneviève (Yvonne Naef) sitzt da und redet wenig; als seniler Greis schlurft Pelléas' Vater (Reinhard Mayr) durch die von Videokameras ausspionierten Gemächer.

Und an der schrägen Mélisande scheitert selbst eine Seelenklempner-Kapazität wie Golaud. Nur der Pelléas von Jacques Imbrailo mit fruchtigem Bariton zeigt sich der sehr handfesten, sopranstarken Corinne Winters gewachsen und träumt sich mit ihr von dannen – was naturgemäß katastrophisch endet. Das ist schön, glaubwürdig und dicht gesungen wie gespielt. Alain Altinoglu bringt mit der Philharmonia Zürich zudem klanglich schwebend Traum und Traumata zur Kongruenz.

Auch Samuel Barbers 1958 an der New Yorker Metropolitan Opera uraufgeführtes Musikmelodram **Vanessa** ist in Deutschland als Werk eines Konservativen verpönt. Was nichts daran ändert, dass dieses Stück sehr gut funktioniert, saftige Sängerrollen zu bieten hat, süffig-atmosphärische Klangräume schafft und auf das nostalgische Beste an alte Hollywood-Filme erinnert.



Und so hat es Keith Warner (der es heiß liebt) auch 2018 beim Glyndebourne Festival inszeniert: als schwarze Komödie in edelmürbem Ambiente über zu viel liebende Frauen in den besten Jahren. Gleich drei, verschiedene Generationen der gleichen Familie verkörpernd, sind es, die irgendwo im winterweißen Nordeuropa längst verschwundenen Männern nachtrauern – und sie in dem Charmeur Anatol wiederzufinden glauben, den Edgaras Montvidas als schmierigen Bel Ami schmettert.

Die französische Mezzosopranistin Virginie Verres singt mit Gusto die leicht hysterische Nichte Erika, die geschwängert wird und einen Selbstmordversuch unternimmt. Emma Bell ist die

kurzeitig wieder zu Gefühlen erblühende, eigentlich früh vertrocknete Vanessa, und Rosalind Plowright macht aus der ziemlich abgebrühten Baroness eine grandios alte Opernschachtel. Warmherzig und aufmerksam begleitet wird das vom London Philharmonic Orchestra, das der tschechische Dirigent Jakub Hrusa mit herrlichen Zwischentönen aufblühen lässt: Barber vergoldet.

Manuel Brug

Thomas: Hamlet; Stéphane Degout, Sabine Devieille, Laurent Alvaro, Sylvie Brunet-Grupposo, Nicolas Legoux u. a., Chœur Les Éléments, Orch. des Champs-Élysées, Louis Langrée. Regie: Cyril Teste (2018); Naxos

Debussy: Pelléas et Mélisande; Jacques Imbrailo, Corinne Winters, Kyle Ketelsen, Brindley Sherratt, Yvonne Naef u. a., Philharmonia Zürich, Alain Altinoglu. Regie: Dmitri Tcherniakov (2016); BelAir

Barber: Vanessa; Emma Bell, Virginie Verres, Edgaras Montvidas, Rosalind Plowright, Donnie Ray Albert u. a., Glyndebourne Chorus, London Philharmonic Orchestra, Jakub Hrusa. Regie: Keith Warner (2018); Opus Arte